

Valerie Jochim
Care. Macht. Arbeit
Lebenswelten von
Alleinerziehenden

Care. Macht. Arbeit

Arbeit und Alltag,
Beiträge zur ethnografischen Arbeitskulturenforschung

Schriftenreihe der Kommission Arbeitskulturen
in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgegeben von Irene Götz, Gertraud Koch,
Klaus Schönberger und Manfred Seifert

Band 18

Valerie Jochim promovierte am Institut für Empirische Kulturwissenschaft der
Universität München.

Valerie Jochim

Care. Macht. Arbeit

Lebenswelten von Alleinerziehenden

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Zugl.: Dissertation, Ludwig-Maximilians-Universität München, 2019

<http://www.dgv-arbeitskulturen.de>

ISBN 978-3-593-51296-9 Print

ISBN 978-3-593-44548-9 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2020 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC)

Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Hinführung.....	9
Alleinerziehend – Begriffsbestimmungen.....	14
An vorhandenes Wissen anknüpfen – Forschungsstand	17
Aufbau der Arbeit	21
»Das Private ist politisch«: Familie. Macht. Arbeit	25
Frau und Mann – eine harmonische Ergänzung: Historie.....	29
»Entzauberung der Welt«: Feministisches (Nach)Denken.....	33
Vater, Mutter, Kind? Mythos Familie.....	39
Subventionierung der Ehe: familienpolitischer Rahmen.....	48
Ein-Elter-Familien im Spannungsfeld von (Re)Produktion	61
Care-Seiten des Lebens: der Wert von Arbeit.....	62
Alleinerziehende zwischen Reglement und Selbstermächtigung	68
München – eine Stadt als Lebensraum?	73
Eine Stadt in Zahlen – Politik und Infrastruktur.....	75
Soziale Welt: Frauen- und Gleichstellungsprojekte in München.....	84
Anknüpfungen und Vorgehensweise.....	89
Samplebildung.....	97
»What is it like?« Eigene Herangehensweisen reflektieren	99

Vielschichtige Realitäten: Lebenswelten Alleinerziehender	103
<i>Frau B.: »Also es kommt keiner und nimmt dich an der Hand«</i>	115
Alleinerziehend werden in unübersichtlichen Strukturen	122
<i>Herr L.: »Ich darf nicht krank werden. Ist nicht vorgesehen«</i>	137
(Un)Gleichzeitigkeiten: Spannungsfeld von Care und Erwerb	142
Keine Zeit, aber Druck: »Tag und Nacht, 24 Stunden Mama«	143
Abhängigkeiten: »Sie is' mit der Kleinen im Auto gegessen – stillbereit«	146
<i>Work-Life-Balance:</i> »Momentan ist es wichtiger, für mein Kind da zu sein«	152
<i>Frau J.: »Mir bleibt genau nichts«</i>	159
Ökonomische Widersprüche.....	167
Leben? »Du hast doch noch Geld in der Spardose«	167
Wohnraum? »Lauter Pärchen, alle gut situiert«	179
Pflichten? »Lieber geh' ich in Knast, als dass ich Unterhalt zahle«	184
<i>Frau N.: »Kinder von Alleinerziehenden nehmen wir ungern«</i>	189
Zum Suchen und Finden von Kinderbetreuung in München.....	194
<i>Frau C.: »Ich würde mir komisch vorkommen, Hilfe in Anspruch zu nehmen«</i>	203
Kontext München.....	208
Netze in der Stadt: »Wenn man sich trifft, is' es einfacher«	209
Spezifika eines Lebensraums: »Also München ist meine Heimat«	219
<i>Frau R.: »Das Label ›Alleinerziehend‹ inkludiert so viele andere Dinge«</i>	223
Die Alleinerziehenden? Wahrnehmung und Distinktion	228
<i>Frau H.: »Ich fühl' mich gut ohne Mann«</i>	238
Konstruktion von Geschlechter- und Familienbildern	242

Familienwandel in starren Strukturen:	
Schlussbetrachtungen und Ausblicke.....	255
Lücken im System – (Betreuungs)Leerstellen in München.....	260
Zeit ist Geld?.....	264
München als Netz und Lebensraum – über Ein- und Ausschlüsse	267
Beziehungsweisen: Alleinerziehend	270
Druck auf allen Ebenen	272
Verschiedene Wege gehen.....	276
Literatur.....	281
Quellen.....	305
Danksagung.....	313

Hinführung

»[Es] ist und bleibt die revolutionärste Tat,
immer »das laut zu sagen, was ist.«
Rosa Luxemburg (1971: 338)

München ist die teuerste Stadt Deutschlands (vgl. Röhl/Schröder 2016: 1). Etwa 406.000 Familien lebten 2017 in der Region. Knapp 20 Prozent davon waren sogenannte Alleinerziehenden-Haushalte. In der kreisfreien Stadt lag der Anteil an den dort lebenden knapp 190.000 Familien sogar bei fast 24 Prozent. Jener alleinerziehender Mütter in diesen Haushalten lag wiederum bei über 80 Prozent (vgl. Bayerisches Landesamt für Statistik 2018: 50). Unter armutsgefährdeten Personen und unter den sogenannten *working poor* sind Alleinerziehende überproportional stark vertreten (vgl. Büttner 2014; Hellmuth und Urban 2010; Müller/Lien 2017: 3). Später münden diese Lebenslagen zumeist in eine Altersarmut (vgl. Götz 2018b: 13; Schuster 2010: 90). An Brisanz gewinnen diese Zahlen in Kombination mit der Vielzahl an Herausforderungen, vor die Eltern in Ein-Elter-Familien gestellt werden, wenn sozialräumliche Faktoren sowie individuelle Zugriffe auf finanzielle, soziale und kulturelle Ressourcen in ihren Verschränkungen Berücksichtigung finden. Wo etwa eine Infrastruktur mit Blick auf Betreuungseinrichtungen unzureichend ausgebaut ist und wo Lebenshaltungskosten überdurchschnittlich hoch sind, können sich Herausforderungen für Ein-Elter-Familien potenzieren.

Vor diesem Hintergrund ist ein Blick auf die Stadt München von besonderer Bedeutung. Alleinerziehende Eltern sind hier erst recht auf eine Erwerbsarbeit angewiesen, um die Lebenshaltungskosten ihrer Familie zu decken, da sie in der Regel die einzig verdienende Person in der Familie sind (vgl. Rudolph 2009b: 22). Ein Betreuungsplatz wird dann unumgänglich; Betreuungsbedarfe in der Stadt können aufgrund fehlender Plätze allerdings nicht vollumfänglich abgedeckt werden (vgl. Landeshauptstadt München 2017c).

Alleinerziehende müssen in Ein-Elter-Familien häufig das leisten, was Zwei-Eltern-Familien auf zwei Personen verteilen: Carearbeit¹ und Erwerbsarbeit. Von Relevanz ist mit Blick auf Familie, Care und Erwerb sowie unter Einbezug der obenstehenden Zahlen offenbar die Strukturkategorie Geschlecht. Wo der Großteil alleinerziehender Elternteile Frauen sind, stellen sich Fragen nach klassischen Rollenzuschreibungen und tradierten Vorstellungen von Mutter- und Vaterschaft (vgl. Steinbach u.a. 2015). Angesichts dessen werden normative Familienvorstellungen relevant, wenngleich sich Ein-Elter-Familien als familiäre Lebensform längst etabliert haben.² Lebens- und Familienverläufe sind wandelbar und dynamisch, verändern sich im Laufe der Zeit, werden brüchig, finden zusammen. Dennoch werden bedingt durch ein normatives Vater-Mutter-Kind-Modell Ein-Elter-Familien als defizitär betrachtet (vgl. Rinken 2010: 226; Schuster 2010: 12f.).

Was bedeutet es aber, als »alleinerziehend« adressiert zu werden beziehungsweise sich selbst als »alleinerziehend« zu benennen? Nachzuzeichnen gilt es den konstruktiven Charakter von Familienformen und damit verbundenen Zuschreibungsprozessen aus subjektiver und lebensweltlicher Perspektive. Denn ein Zusammenhang von geschlechtlichen und familialen Konstruktionen in Verbindung mit Selbstbildern Alleinerziehender wurde bis dato kaum betrachtet (vgl. Rinken 2010: 17). Wenn es um die Frage geht, was Alleinerziehendsein meint, wird die Bedeutsamkeit einer empirischen Untersuchung der Lebenswelten Alleinerziehender offenkundig. Kulturwissenschaftliche Ansätze schaffen dabei

1 Der Forschungsverbund *ForGenderCare* definiert »Care« folgendermaßen: »Care wird verstanden als die Gesamtheit der gesellschaftlich und individuell notwendigen Formen der Fürsorge und Pflege von Menschen inklusive der Tätigkeiten, die zur Wiederherstellung von Gesundheit, Arbeitskraft oder Leistungsfähigkeit notwendig sind, aber auch vielfache Formen des Sich-Kümmerns, die darüber hinaus gehen.« (2018) In Anlehnung an die Vorgehensweise von Petra Schmidt, finden die Begriffe »Care« und »Fürsorge« in der vorliegenden Arbeit wechselweise Verwendung (vgl. 2015: 13) sowie auch *care work* in diesem Zuge als Begrifflichkeit zum Einsatz kommt.

2 Andrea Maihofer spricht sich gegen einen Familien(form)-Begriff aus und führt die Formulierung »familiäre Lebensformen« an: »Allemaal lassen es [...] Prozesse nicht mehr angemessen erscheinen, heute noch von Familie im Singular zu sprechen, aber auch nicht von Familienformen. Letzteres suggeriert, es handle sich lediglich um verschiedene Erscheinungsformen eines im Wesentlichen immer gleichen Familienmodells.« (2014: 318) Diese Herangehensweise wird in der vorliegenden Arbeit in Teilen gefolgt. Insofern es sich um Ausführungen zum Konstruktionscharakter von Familie(nformen) handelt, findet ein Familienform-Begriff gegebenenfalls Verwendung.

Zugänge zu lebensweltlichen Räumen in ihren vielfältigen Ausgestaltungen, die mit gesellschaftlichen, politischen und theoretischen Kontexten verknüpft werden können (vgl. Götz 2015: 26), denn:

»Unter welchen Bedingungen soziale Kategorien in den Hintergrund treten können oder relevant gesetzt werden, kann ohne Einbeziehen institutioneller und makrogesellschaftlicher Bedingungen in historischer Perspektive kaum beantwortet werden.«³ (Klann-Delius 2005: 76f.)

Übergeordnetes Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, Lebenswelten Alleinerziehender im sozialräumlichen Kontext München in Bezug auf Teilhabeprozesse und Ressourcen empirisch zu untersuchen. Nachgezeichnet wird, wie aufgrund struktureller Rahmenbedingungen oft erschwerte Lebenssituationen von Ein-Elter-Familien individuell verhandelt werden. Entgegen einem häufig defizitorientierten Blick auf Alleinerziehende können vor diesem Hintergrund nicht nur Schwierigkeiten Einzelner, sondern gleichermaßen Selbstermächtigungsprozesse und Alltagsstrategien herausgearbeitet werden. Wie werden beispielsweise Geschlecht, Care und Arbeit in Ein-Elter-Familien konkret verhandelt? Soziale Netzwerke spielen dabei eine ebenso entscheidende Rolle wie etwa finanzielle Ressourcen und die persönlichen Hintergründe der jeweiligen Situation. Ausgangspunkt dieser Zielstellung ist die Annahme, dass sich Lebenslagen von alleinerziehenden Elternteilen im städtischen Raum Münchens als besondere Herausforderung darstellen mit Blick auf die widersprüchlichen Verhandlungslogiken von Care und Erwerb sowie in Bezug auf zu wenig Betreuungsplätze und überdurchschnittlich hohe Lebenshaltungskosten in München. Da sich strukturelle Rahmenbedingungen häufig als starr und wenig flexibel herauskristallisieren, wird darauf aufbauend davon ausgegangen, dass letztlich das jeweilige vorhandene ökonomische, soziale und kulturelle Kapital ausschlaggebend für die (Nicht)Bewältigung individueller Lebenslagen sind (vgl. Bourdieu 1983).

Lebenswelten werden dementsprechend auch auf der Folie sozialräumlicher Kontexte und struktureller Rahmenbedingungen betrachtet, um in den Fokus zu rücken, wie Ein-Elter-Familien mit ihren Situationen individuell umgehen, wo ihnen Hürden gestellt werden und wo sie

3 In dieser Arbeit werden Zitate ab etwa zwei Zeilen Länge durchgehend abgesetzt formatiert, weswegen eventuelle Hervorhebungen im Original an diesen Stellen keine Berücksichtigung finden.

Unterstützung in Anspruch nehmen können. Inwiefern schafft eine teure Stadt wie München aufgrund ihrer Lebenshaltungskosten eine Basis, um Ein-Elter-Familien ein adäquates Leben zu ermöglichen? Wie Wohnraum finanzierbar sein kann, wie einer Erwerbstätigkeit bei gleichzeitiger Betreuungsaufgabe nachgegangen werden kann, wie eine Betreuungseinrichtung gefunden werden kann, wie damit umgegangen wird, wenn ein Einkommen trotz Erwerbstätigkeit nicht zum Leben ausreicht – diese Fragen müssen insbesondere Alleinerziehende häufig auf sich gestellt verhandeln. Diese Aspekte sollen keineswegs vorwegnehmen beziehungsweise bedingen, Alleinerziehende lebten zwangsläufig unter erschwerten Bedingungen und seien ihrer Situation mehr oder weniger hilflos ausgeliefert. Vielmehr geht es darum, Blicke auf die vielfältigen Lebenslagen von Ein-Elter-Familien zu werfen, um auf diese Weise individuelle Handlungsspielräume und Selbstermächtigungsprozesse nachzuzeichnen. Inwiefern allerdings Formen von *empowerment* wiederum Symptome neoliberaler Verwertungslogiken sein können und vor diesem Hintergrund Aktivierungsmechanismen zugunsten ökonomischer Prozesse in Gang gesetzt werden, soll an dieser Stelle nicht unberücksichtigt bleiben (vgl. Lehnert 2009a: 44). Ebenso wie strukturelle Ungleichheitsprozesse nicht aufgrund der Tatsache in den Hintergrund geraten dürfen, dass nicht alle vermeintlich benachteiligenden Lebenslagen immer und für alle Gültigkeit besitzen.

Wo schalten sich außerdem zivilgesellschaftliche Institutionen ein, etwa weil kommunalpolitische Maßnahmen keine hinreichende Wirkung entfalten? Wer hat Zugang zu diesen Institutionen und inwiefern nehmen diese selbst eine Machtposition in einer hierarchisierten Gesellschaft ein? Eine weitere der Arbeit zugrunde liegende Annahme ist, dass Anlaufstellen dieser Art nach wie vor vonnöten sind, um Herausforderungen und alltägliche Schwierigkeiten von Alleinerziehenden aufzufangen, denen vonseiten Gesetzgebung und weiterer Rahmenbedingungen nicht hinreichend Rechnung getragen wird und wo gegebenenfalls staatliche Kontrollen und Reglementierungen erfolgen. Kritisch hinterfragt werden müssen in diesem wie auch in anderen Zusammenhängen außerdem die Verfestigungen von stereotypen Rollenbildern, ein *doing gender* (vgl. Gildemeister/Wetterer 1992: 233) sowie ein *doing family* (vgl. Jurczyk 2018: 146), sowohl im Hinblick auf eine *Gruppe der Alleinerziehenden* – insofern es sich um Institutionen für Alleinerziehende handelt –, als beispielsweise auch auf *die Frauen*, wenn sich einzelne Projekte konkret an Frauen richten.

Da die vorliegende Arbeit sich den Lebenswelten Alleinerziehender widmet und dementsprechend ihre Perspektiven eingefangen werden, kann nachgezeichnet werden, inwiefern sich »subjektive Ungleichheitserfahrungen räumlich, sozial und kulturell [...] kontextualisieren« (Degener/Rosenzweig 2006: 15) und wie der städtische Raum in individuelle Lebenswelten Alleinerziehender eingebunden wird (vgl. Löw 2011: 64).

All diese Aspekte werden gerahmt von der Zuschreibung »alleinerziehend«. Nicht nur Selbstbeschreibungen sind an dieser Stelle relevant, sondern auch Fragen danach, wie Alleinerziehende adressiert werden. Inwiefern spielen demnach Ein- und Ausschlussmechanismen sowie Stigmatisierungsprozesse in Bezug auf Ein-Elter-Familien eine Rolle im individuellen Alltagshandeln und in den Lebenswelten Einzelner? Anliegen der vorliegenden Arbeit ist es dementsprechend auch, »Alleinerziehen als eine heterogene Lebensform [zu] konzeptualisieren, die durch unterschiedliche familiäre Übergänge im Lebensverlauf entsteht« (Zagel 2018: 3). Die Bearbeitung der genannten Fragestellungen ermöglicht es, strukturelle Benachteiligungsmechanismen aufzudecken, da nur auf dieser Basis konkretisiert werden kann, wie weitere Gestaltungen und Maßnahmen für eine geschlechtergerechtere Gesellschaft auszusehen haben. Paula-Irene Villa spricht davon, dass es nicht nur um die Berücksichtigung einer diskursiven Ebene gehen kann. Vielmehr sind Auseinandersetzungen mit realen sozialen Missständen und die Erfassung subjektiver Ungleichheitserfahrungen vonnöten, um strukturelle Ungleichheiten sichtbar zu machen (vgl. 2010b: 272). Sowohl Ansätze der Empirischen Kulturwissenschaft als auch der Frauen- und Geschlechterforschung ermöglichen es, Perspektiven eingreifender Wissenschaft auszuloten (vgl. Binder u.a. 2013: 10). Eine solche Vorgehensweise befürworten auch Ursula Degener und Beate Rosenzweig:

»Für die Entwicklung eines geschlechtergerechten Wohlfahrtsstaatsmodells bedarf es weiterer empirischer Analysen, die ein differenziertes Bild bestehender Ungleichheiten und Ungerechtigkeitserfahrungen sowie ihrer Folgen für Teilhabechancen am öffentlichen Leben liefern.« (2006: 31)

Vor diesem Hintergrund wird auf die Frauen- und Geschlechterforschung (vgl. Butler 1991), Alleinerziehenden- und Familienforschung (vgl. Allmendinger/Hinz 1999; Enders-Dragässer 2000; Enders-Dragässer/Sellach 2002) sowie auf caretheoretische Perspektiven (vgl. Madörin 2007; Tronto 1994; Villa 2018; Winker 2015) Bezug genommen, um sich auch mit unterschiedlichen Wertigkeiten von Arbeit auseinanderzusetzen.

Historische Aspekte hierzu werden in dieser Arbeit ebenso thematisiert wie wissenschaftliche Diskussionen zu einem *sex-gender*-Diskurs und weiterführend die Reproduktion geschlechtlicher Zuschreibungen insbesondere einer Frau-Mann-Dichotomie (vgl. Bendl u.a. 2007: 36; Knapp 2009: 43f.; Young 1994: 224). Vornehmlich Letztere gilt es auch im Rahmen dieser Arbeit kritisch zu reflektieren, da Forschungstätigkeiten, die sich den Aspekten geschlechtlicher Ungleichheiten widmen und dadurch Unterschiede zwischen den Geschlechtern konkretisieren und artikulieren, beständig Gefahr laufen, selbst Teil des Diskurses zu werden, der das zu hinterfragende Sujet gleichzeitig selbst durch seine Arbeit aufs Neue verfestigt. Ansetzen kann die Arbeit dementsprechend auch an macht- und diskurstheoretischen Auseinandersetzungen (vgl. Binder/Hess 2013: 30; Foucault 1983). Kulturwissenschaftliche Herangehensweisen zeichnen sich in diesem Zusammenhang insbesondere durch eine qualitative Forschung aus: Die Auseinandersetzung mit einem spezifischen Feld ermöglicht es, dieses umfassend und nachvollziehbar im Zusammenwirken mit den beteiligten Akteur*innen zu erfassen (vgl. Amann/Hirschauer 1997: 21; Bitzan u.a. 1998: 29; Hamm 2013: 57). Eine Konkretisierung auf ein Sample ermöglicht es, beispielhaft Alltagsphänomene einer Personengruppe im sozialräumlichen Kontext zu erörtern und mögliche Anknüpfungen für zukünftige Forschungsaspekte zu liefern.

Alleinerziehend – Begriffsbestimmungen

Wenngleich bei der Bezeichnung »alleinerziehend« häufig konkrete Vorstellungen einer Familienform entstehen und vage Ideen dazu genannt werden können, was Alleinerziehen bedeutet, existiert keine einheitliche Definition dieser Begrifflichkeit. Je nach Blickwinkel können unterschiedliche Begriffsbestimmungen ausfindig gemacht werden. Die Soziologin Hannah Zagel plädiert dafür, Definitionsansätze insbesondere im Hinblick auf rechtliche, sozialrechtlich-administrative sowie amtlich-statistische Aspekte zu trennen.⁴ Eine rechtliche Bezeichnung des Status »alleinerziehend« wird dabei auf die juristische Festschreibung dieser Familienform bezogen, welche beispielsweise für den Anspruch auf

⁴ Eine ähnliche Unterscheidung findet sich auch bei Christoph Bräutigam u.a. (2012: 2).

Sorgerecht relevant ist (vgl. Zagel 2018: 18). Von einer sozialrechtlich-administrativen Definition spricht Zagel wiederum im Hinblick auf Leistungen, Ansprüche und Belastungen von Alleinerziehenden: »Die sozialrechtliche Perspektive orientiert sich weniger am Wohl des Kindes als mehr an der Frage danach, wo die Kosten der Fürsorge und Erziehung anfallen.« (ebd.: 19)

In Bezug auf eine amtliche Statistik führt sie aus, dass rechtliche wie finanzielle Aspekte in den Hintergrund rücken und das vornehmliche Interesse darin besteht, verschiedene Familientypen voneinander abzugrenzen, um sie systematisch zu erfassen. Das bedeutet, es werden Haushaltszusammensetzungen erfasst, um daraus Verteilungen ableiten zu können. Weiterhin benennt die Autorin den Ansatz subjektiver Definitionen, der für den Rahmen dieser Arbeit eine wichtige Perspektive darstellt. Bei diesem Blick steht im Vordergrund, wie sich Familien selbst einordnen und welche Definition sie sich selbst zuschreiben (vgl. ebd.: 15ff.). Darüber hinaus werden bereits durch die unterschiedlichen sprachlichen Verwendungen verschiedene Assoziationsmöglichkeiten deutlich:

»Während es sich bei dem Begriff der Alleinerziehenden um die personen-gebundene Bezeichnung einer Gruppe handelt, beschreibt der Begriff des Alleinerziehens (oder alleinerziehend als Adjektiv) einen Status, eine Situation oder eine Handlungsweise, in den bzw. in die Personen ein- aber auch wieder austreten können.« (ebd.: 15)

Für die vorliegende Arbeit liegt es nahe, da anzusetzen, wo von einer lebensverlaufssoziologischen Perspektive ausgegangen wird. Das bedeutet konkret, Alleinerziehen in einer Wandelbarkeit zu betrachten, um der Tatsache Rechnung zu tragen, dass familiäre Lebensformen ständigen Veränderungen unterliegen (können) und keine starren Konstrukte sind (vgl. ebd.: 21). Dementsprechend wird keine festgezurrt Definition für die Auswahl eines Samples angelegt. Im Gegenteil geht es darum, aus subjektiver Perspektive nachzuzeichnen, wer sich in welchen Situationen und in welchen Lebenslagen selbst als alleinerziehend bezeichnet.⁵ Das bedeutet, die Begrifflichkeit »alleinerziehend« findet in der vorliegenden Arbeit Verwendung, um einem Lebensalltag derjenigen gerecht zu werden, die etwa auf rechtlicher Ebene als Alleinerziehende definiert oder von ihrem Umfeld als Alleinerziehende wahrgenommen werden. Insbesondere, weil Alleinerziehende häufig als solche angesprochen werden, ist es

⁵ Zur Ausgestaltung und Akquise des Samples vgl. Kapitel *Samplebildung*.

unumgänglich, sich mit einer solchen Formulierung auseinanderzusetzen, da sie stereotype Zuschreibungsprozesse impliziert, die in der vorliegenden Arbeit hinterfragt werden können. Das heißt, die eigene Verwendung des Begriffs »alleinerziehend« wird wiederum hinterfragt und kritisch eingeordnet, um Zuschreibungen nicht unkommentiert zu (re)produzieren. Ergänzt wird die Formulierung darüber hinaus um das Familienmodell der Ein-Elter-Familie, wobei »Elter« bewusst in der Einzahl formuliert wird. Rechnung getragen werden soll damit der Tatsache, dass alleinerziehende Elternteile häufig die Hauptbetreuenden für ihre Kinder sind, sich aber dennoch in einem Familiengefüge einerseits mit ihren Kindern und andererseits mit gegebenenfalls weiteren Personen im näheren Umfeld befinden – seien es die eigenen Eltern, neue Partner*innen oder weitere Personen im persönlichen Umfeld.⁶

Hinterfragt werden soll weiterführend einerseits eine Gegenüberstellung von Ein-Elter-Familien zu Zwei-Eltern-Familien als vermeintliche Gegensätze. Kritisch betrachtet wird andererseits die Tatsache, dass Alleinerziehen häufig impliziert, es gäbe keinen zweiten (leiblichen) Elternteil, der in der Pflicht wäre, der eigenen Elternschaft nachzukommen. Dies trifft tatsächlich letztlich nur für einen Bruchteil von Ein-Elter-Familienmodellen zu, etwa wenn ein Elternteil verstorben ist oder aber Kinder aktiv in einer Ein-Elter-Familie beispielsweise mittels Samenspende auf die Welt gekommen sind. 2017 lebten etwa 2,6 Millionen Alleinerziehende in Deutschland, von denen 14 Prozent verwitwete Mütter und 3,3 Prozent verwitwete Väter waren (vgl. Institut Arbeit und Qualifikation der Universität Duisburg-Essen 2017).

⁶ Damit wird Barbara Rinken gefolgt, die die »begriffliche Unterscheidung zwischen »Alleinerziehenden« für die Beschreibung der Situation der Erwachsenen und »Ein-Elter-Familien« für die Darstellung der Belange von Eltern und Kindern [trifft]. Da das inzwischen häufig gebrauchte »Ein-Eltern-Familie« den grammatischen Fehler des Plurals in sich birgt, wird hier mit dem Begriff »Ein-Elter-Familie« die zwar noch ungewohnte aber logische Form des Singulars gewählt« (2010: 14).

An vorhandenes Wissen anknüpfen – Forschungsstand

Die Alleinerziehendenforschung ist kein neues Gebiet: Bereits Mitte der 1990er Jahre fasst Gabriele Niepel einen Stand der bis dahin erfolgten wissenschaftlichen Arbeiten zu Alleinerziehenden zusammen, wobei sie übergeordnet von drei Phasen spricht. Sie beschreibt insbesondere die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts als einen Zeitraum, in dem Alleinerziehendsein »als abweichende, pathogene Familienform begriffen« (1994: 16) wurde. In dieser ersten Phase wurden zur damaligen Zeit vornehmlich Zusammenhänge von Entwicklungsstörungen bei Kindern und dem Aufwachsen in Ein-Elter-Familien in den Blick genommen (vgl. ebd.). Diese anfängliche thematische Ausrichtung wird auch von Rosemarie Nave-Herz und Dorothea Krüger beschrieben. Die beiden Autorinnen sprechen von psychologischen Studien, »die Kinder aus Ein-Eltern-Familien in kinder- und jugendpsychiatrischen Krankenabteilungen im Hinblick auf Verhaltensauffälligkeiten untersuchen« (1992: 17). Nachdem in den 1970er Jahren weniger wissenschaftliche Arbeiten in diesem Bereich entstanden, keimte die Alleinerziehendenforschung ein Jahrzehnt später in ihrer zweiten Phase neu auf, wobei nun immer mehr qualitative Forschungsansätze in den Fokus rückten, um sich insbesondere auch mit der Lebenssituation alleinerziehender Elternteile auseinanderzusetzen (Niepel 1994: 16). Neben der Perspektive alleinerziehender Mütter wurden damit auch alleinerziehende Väter in ihren individuellen Situationen berücksichtigt und es wurden allgemein Fragen dahingehend gestellt, inwiefern die traditionelle Kernfamilie die einzig legitime Familienform darstellt (vgl. Nave-Herz/Krüger 1992: 23ff.). Bei einer neuen Debatte um Vaterschaft und Rechte von Vätern entwickelten sich aber auch kritische Stimmen, welche die Tendenz betonten, dass Väter nun weitreichendere Ansprüche erheben könnten – beispielsweise im Hinblick auf das elterliche Sorgerecht –, »ohne die Übernahme von Pflichten zu regeln« (ebd.: 25).

Damit wurden grundsätzlich strukturelle Rahmenbedingungen von Ein-Elter-Familien mehr in den Blick genommen (vgl. Niepel 1994: 16). Sowohl ökonomische als auch gesellschaftliche Aspekte wurden jetzt stärker fokussiert mit dem Ziel, Handlungsempfehlungen auszusprechen, welche Strukturen und Leistungen die Situation von Alleinerziehenden verbessern sollten. Auch eine Vereinbarkeit von Beruf und Familie wurde verstärkt thematisiert. Im Zentrum standen dabei aber insbesondere

(alleinerziehenden) Frauen, die – neben der Familienarbeit – immer häufiger auch einer Erwerbstätigkeit nachgingen. Dieser gesellschaftliche Wandel führte allerdings nicht zu einer weniger defizitären Perspektive auf Ein-Elter-Familien – nach wie vor wurden diese als mangelhaft angesehen (vgl. Nave-Herz/Krüger 1992: 20ff.). Durch die nun aufkeimende Diskussion zum Thema der Vereinbarkeit wurden nichtsdestotrotz nach und nach Forderungen dahingehend laut,

»daß die Kinderbetreuung nicht länger eine Frauenfrage und Privatsache bleiben darf; sondern eine Neudefinition der Kinderbetreuung in Jugendhilfe und Schulwesen sowie eine Neubewertung der Familienarbeit (z.B. Anerkennung des Rechtsanspruches eines jeden Kindes auf Betreuung) erfolgen müßte.« (ebd.: 22)

Für die 1990er Jahre benennt Gabriele Niepel schließlich einige Autor*innen, die sich in der dritten Phase der Alleinerziehendenforschung tiefergehend mit subjektiven Perspektiven auf die Lebensformen Alleinerziehender auseinandergesetzt haben. Gefragt wurde dabei unter anderem »nach dem Umgang mit der Einzelternschaft, nach Identitätsveränderungen alleinerziehender Frauen, nach der subjektiven Sicht und Verarbeitung der Lebenssituation« (1994: 16f.).

Dagmar Brand benennt für diese Zeit auch den Einzug von Forschung, wie sie auch Norbert Schneider beschreibt, in der Perspektiven auf individuelle Lebensverläufe und divers ausgestaltete Lebensformen Alleinerziehender (vgl. Brand 2002: 183ff.; Schneider u.a. 2001) in den Fokus rücken. Gabriele Niepel verweist weiterführend auf die unterschiedlichen Entwicklungen der Alleinerziehendenforschung in Deutschland und der angloamerikanischen *Single-Parent*-Forschung, welche sich mehr auf die Notwendigkeiten sozialer Unterstützung für Alleinerziehende fokussierte, um hilfreiche Ressourcen zur Bewältigung individueller Situationen zu identifizieren (vgl. 1994: 19). In den darauf folgenden Jahren verhalfen Forschungsansätze außerdem dazu, Lebenslagen Alleinerziehender unvoreingenommener und auch hinsichtlich ihrer erweiterten Handlungsspielräumen und mit Rücksicht auf Aspekte der Selbstbestimmung zu betrachten. Fokus war hier unter anderem der sogenannte »Statusübergang« (Enders-Dragässer/Sellach 2002: 35) in eine Alleinerziehendensituation, der in positiven wie negativen Facetten Berücksichtigung finden sollte. »[Eine] Defizitperspektive [wurde also] merklich korrigiert und durch eine differenzierte Sichtweise auf die Lebenssituationen dieser Personengruppen ersetzt.« (Hammer 2002b: 8)

Diskutiert wurde dies vor dem Hintergrund, inwiefern strukturelle Rahmenbedingungen individuelle Situationen gleichermaßen befördern und einschränken. Das heißt, inwiefern Menschen durch die ihnen vorgegebenen Strukturen eingeschränkt werden, dabei teilweise aber trotzdem persönlich für ihre Situation verantwortlich gemacht werden (vgl. Enders-Dragässer/Sellach 2002: 37). Mit den Ressourcen Zeit und Geld steht und fällt dabei in der Regel alles:

»Dabei bedeutete mehr Zeit weniger Geld und umgekehrt mehr Geld weniger Zeit. Dadurch entstanden für die allein erziehenden Frauen komplexe Wechselwirkungen von strukturellen Abhängigkeiten und Belastungen, wie zum Beispiel die Schwierigkeit, Kindererziehung und Beruf vereinbaren zu müssen[.]« (ebd.: 39f.)

Damit trat auch der Aspekt in den Fokus, inwiefern sich insbesondere alleinerziehende Frauen an traditionellen Familienbildern und Normalbiografien orientierten, wodurch sie vielschichtige und wenig konstante biografische Erzählungen generierten (vgl. Brand 2002: 177ff.). Diese Erkenntnisse bauten unter anderem auf einer umfangreichen Studie von Norbert F. Schneider u.a. auf, die darstellte, wie vielfältig und dynamisch Lebenslagen Alleinerziehender sind und welchen Einfluss das Alleinerziehen beispielsweise auf den beruflichen Werdegang und andere Lebensbereiche hat (vgl. 2001).

Der zeitlichen Abfolge gemäß beschreibt Barbara Rinken, dass Alleinerziehende mittlerweile ein fester Bestandteil der Familienforschung geworden sind und wissenschaftliche Arbeiten maßgeblich daran beteiligt waren, alleinerziehende Lebensformen »aus der Unsichtbarkeit« (2010: 16) herauszuholen. Sowohl Bewältigungsstrategien von Alleinerziehenden als auch Aspekte zu sozialen Unterstützungen wurden mittlerweile herausgearbeitet. Offen bleibt für Rinken allerdings ein weiterer Bereich, auf den sie ihre eigene Forschung aufbaut: »Der Zusammenhang zwischen Konstruktionsprozessen von Geschlecht und Familie und Selbstbildern Alleinerziehender wurde [...] bisher kaum in den Blick genommen.« (ebd.: 17) Daneben beschreibt sie auch eine wissenschaftliche Erarbeitung unterschiedlicher Lebensverläufe Alleinerziehender im Ost-West-Unterschied (vgl. ebd.: 16) und auch Dagmar Brand widmet sich Studien zu Alleinerziehenden in den neuen Bundesländern (vgl. 2002: 185f.). Durch den sozialräumlichen Bezug der vorliegenden Arbeit auf den Münchner Raum, beziehen sich Forschungsanknüpfungen allerdings vornehmlich auf bestehende Werke zum westdeutschen Raum. Eine vergleichende Einbeziehung der Entwicklung von Ein-Eltern-Familien in Ost- und

Westdeutschland würde im Rahmen dieser Arbeit zu weit führen, da hierzu auch historische sowie aktuelle politische und gesellschaftliche Entwicklungen in den neuen Bundesländern aufgearbeitet werden müssten.⁷ Bestehende Forschungsliteratur zu vergleichenden gesellschaftlichen Entwicklungen insbesondere aus soziologischer, ökonomischer und psychologischer Sicht gibt aber darüber Aufschluss, inwiefern Gleichstellungsprozesse, aber auch sich entwickelnde Familienbilder und Geschlechterrollen Auswirkungen auf die Lebenswelten Alleinerziehender in Ost- und Westdeutschland hatten und haben (vgl. Grünheid 2017; Konietzka/Kreyenfeld 2005, 2017; Nave-Herz/Krüger 1992: 27ff.; Rinken 2010; Schober/Stahl 2014).⁸ Häufig werden Alleinerziehende dabei als eine Familienform neben anderen in den Blick genommen. Auch der Zusammenhang von Gender und Gesundheit tritt immer wieder zum Vorschein, wenn es etwa darum geht, Erschöpfung und Überforderung aufgrund individueller Lebenslagen Alleinerziehender zu thematisieren (vgl. Bendt 2009).

Wie nun aber umgehen mit all dem bereits vorhandenen Wissen? Diese Arbeit knüpft mit ihrem Vorhaben an die bereits bestehende Forschungsliteratur an und kann dabei inhaltliche Schwerpunkte herausgreifen, um durch eine kulturwissenschaftliche Herangehensweise eine aktuelle Ergänzung zum Gebiet der Alleinerziehendenforschung beizutragen, die die lebensweltlichen Perspektiven von Einzelnen in den Vordergrund rückt und in einen politischen sowie sozialräumlichen Kontext stellt. Diese Herangehensweise verfolgen beispielsweise auch Claudia Müller in einer Arbeit über Bewältigungsstrategien und die Lebenspraxis von alleinerziehenden Frauen im ländlichen Raum Österreichs (vgl. 2009) und Alexandra Rau in einem Beitrag über eine alleinerziehende Mutter in Rumänien (vgl. 2012). Nach wie vor stellen diese lebensweltlichen Ansätze in der Alleinerziehendenforschung jedoch eine Ausnahme dar.

⁷ Ein Blick über die Grenzen Deutschlands hinweg lässt festhalten, dass sich auch in Österreich und in der Schweiz qualitative Forschungsansätze in Bezug auf die Lebenslagen Alleinerziehender finden (vgl. Amacker u.a. 2015; Müller 2009).

⁸ Ansätze sind dabei teils qualitativ, teils quantitativ ausgerichtet. Ein Blick auf diese gesamtdeutsche Forschungslandschaft müsste sich daher unter anderem auch mit der Frage befassen, welche Forschungsansätze bei den Erhebungen Verwendung fanden und inwiefern durch rein statistische Aufarbeitungen mögliche Vorannahmen beziehungsweise Stereotypisierungen verfestigt werden.

Aufbau der Arbeit

Nach einer Darstellung des Erkenntnisinteresses und kontextuellen Rahmens der vorliegenden Arbeit, gilt es im Folgenden, aufzuzeigen, in welcher Form und Struktur sich dieses Forschungsvorhaben dem eingegrenzten Thema widmet. Um historischen und theoretischen Kontexten gerecht zu werden und neu gewonnenes Wissen angemessen einbetten zu können, werden im Kapitel *»Das Private ist politisch«: Familie, Macht, Arbeit* zuvorderst historische Perspektiven insbesondere auf die Frauen- und Geschlechter- sowie Familienforschung aufgemacht. Für den Rahmen dieser Arbeit ist es von Relevanz, sich mit der Entstehung von bis heute gültigen Geschlechterrollen und Familienmodellen auseinanderzusetzen. Daher setzt die Arbeit im Kapitel *Frau und Mann – eine harmonische Ergänzung: Historie* Ende des 19. Jahrhunderts und damit im Zeitalter der Industrialisierung an, in dem sich Modelle und Rollen herausbildeten, die bis heute Wirkmächtigkeit besitzen. Eben jene tradierten Idealtypen und Vorstellungen waren und sind Grundlage struktureller Ungleichheitserfahrungen. Diese wiederum waren maßgeblich zur Herausbildung von Ansätzen feministischer Theorie, deren Stränge in Teilen in einem weiteren Abschnitt behandelt werden (vgl. Kapitel *»Entzauberung der Welt«: Feministisches (Nach)Denken*). Gerade in diesem Zusammenspiel wird es möglich, Erkenntnisse aus dieser Arbeit ziehen zu können, da nur so empirisch erhobene Daten in historische und theoretische Verwebungen eingebettet werden können. Da Ein-Elter-Familien den Fokus dieser Arbeit darstellen, ist es unverzichtbar, neben der Herausbildung zweier Geschlechterrollen – wie wir sie heute kennen – dezidiert auch auf die Herausbildung eines damit verknüpften Familienmodells einzugehen. Dementsprechend folgt im Kapitel *Vater, Mutter, Kind? Mythos Familie* eine familientheoretische Abhandlung, um darin auch tradierte Mutter- und Vaterrollen nachzuzeichnen. Den Abschluss dieses historisch-theoretischen Kapitels bildet ein Überblick über rechtliche Grundlagen, welche für Alleinerziehende hinsichtlich des Sorge- und Unterhaltsrechts sowie bezüglich staatlicher finanzieller Unterstützung von großer Relevanz sind (vgl. Kapitel *Subventionierung der Ehe: familienpolitischer Rahmen*). Auf diese Weise wird auch aufgezeigt, dass sich historische Entstehungsprozesse gegebenenfalls in familienpolitischen Belangen niederschlagen und damit heute maßgeblichen Einfluss auf die Lebenslagen von Ein-Elter-Familien haben.

Im Anschluss an diese familien- und geschlechtertheoretische Einbettung folgt ein Blick auf Ein-Elter-Familien, der beleuchtet, in welchem Spannungsfeld sich alleinerziehende Elternteile bewegen, die für Care und Erwerb häufig weitgehend allein verantwortlich sind (vgl. Kapitel *Ein-Elter-Familien im Spannungsfeld von (Re)Produktion*). Daran gebunden sind einerseits insbesondere Fragen von Vereinbarkeit und darauf aufbauend, inwiefern Care und Erwerb als (nicht) gleichwertige Tätigkeiten gehandelt werden (vgl. Kapitel *Care-Seiten des Lebens: der Wert von Arbeit*). Andererseits wird untersucht, wie ein neoliberales Wirtschaftssystem von alleinerziehenden Elternteilen abverlangt, in einem System starrer Strukturen selbst aktiv zu werden, um alle Lebensbereiche vereinbaren zu können, wenngleich das System auf eben diese Vereinbarkeit letztlich nicht ausgerichtet ist. Fragen von Widersprüchlichkeiten, *agency* und *empowerment* sind an dieser Stelle relevant (vgl. Kapitel *Alleinerziehende zwischen Reglement und Selbstermächtigung*).

Fortführend folgt ein Kapitel zum sozialräumlichen Kontext München, um Besonderheiten, Eigenheiten und insbesondere auch strukturelle Problematiken dieser Stadt darzustellen (vgl. Kapitel *München – eine Stadt als Lebensraum?*). Die inzwischen teuerste Stadt Deutschlands stellt ihre Bewohner*innen vor besondere Herausforderungen, die nicht zuletzt Ein-Elter-Familien treffen. Das heißt, es geht in diesem Zusammenhang einerseits darum, konkrete Zahlen etwa zu (Ein-Elter-)Familien und dem Versorgungsgrad mit Blick auf Betreuungsplätze zu betrachten sowie die Entwicklung familienpolitischer Maßnahmen vonseiten der Stadt (vgl. Kapitel *Eine Stadt in Zahlen – Politik und Infrastruktur*). Andererseits wird ein gemeinnütziges institutionelles Netz in der Stadt vorgestellt, welches auch Anlaufstellen für Alleinerziehende bietet (vgl. Kapitel *Soziale Welt: Frauen- und Gleichstellungsprojekte in München*). Allerdings ist zu fragen, ob dieses Netz lediglich entstehen musste, weil staatliche und kommunale Maßnahmen Bedarfe von Ein-Elter-Familien nicht ausreichend abdecken.

Im Methodenkapitel *Anknüpfungen und Vorgehensweise* werden hiernach für die Fragestellungen und das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit relevante kulturwissenschaftliche, qualitative Feldzugänge diskutiert. Daraufhin werden auch das konkrete Vorgehen der Samplebildung sowie die Akquise der teilnehmenden Befragten und der Feldzugang geschildert (vgl. Kapitel *Samplebildung*). Eine Methodenreflexion diskutiert anschließend eigene qualitativ-lebensweltliche Herangehensweisen (vgl. Kapitel »*What is it like?*« *Eigene Herangehensweisen reflektieren*).

Anschließend folgt gleichsam das Herzstück der Arbeit – die Darstellung von Ergebnissen der empirischen Untersuchung. Das Eingangskapitel *Vielschichtige Realitäten: Lebenswelten Alleinerziehender* hält zu diesem Zweck Kurzvorstellungen aller Gesprächspersonen bereit. Diese bieten gleichzeitig Anlass, Herausforderungen in den jeweiligen Gesprächssituationen anklingen zu lassen, um auch Grenzen der eigenen Arbeit aufzuzeigen. Die im Rahmen der methodischen Herangehensweise herausgearbeiteten Kategorien werden anschließend jeweils als Unterkapitel in ihrer Essenz zusammengetragen und an theoretische wie kontextuelle Inhalte rückgebunden. Das heißt, ein Blick auf die Unterkapitel der Empirie verweist auf relevante Versatzstücke einer Auseinandersetzung mit Ein-Elter-Familien in München. Konkret konnten sieben Teilkapitel herausgearbeitet werden, die sich unübersichtlichen Strukturen für Alleinerziehende (vgl. Kapitel *Alleinerziehend werden in unübersichtlichen Strukturen*), dem Spannungsfeld von Care und Erwerb (vgl. Kapitel *(Un)Gleichzeitigkeiten: Spannungsfeld von Care und Erwerb*), den finanziellen Situationen (vgl. Kapitel *Ökonomische Widersprüche*), der Situation in München mit Blick auf Kinderbetreuung (vgl. Kapitel *Zum Suchen und Finden von Kinderbetreuung in München*), dem institutionellen Netz und den soziokulturellen Spezifika Münchens (vgl. Kapitel *Kontext München*), Zuschreibungs- und Abgrenzungsprozessen (vgl. Kapitel *Die Alleinerziehenden? Wahrnehmung und Distinktion*) sowie der Konstruktion von Geschlechter- und Familienbildern (vgl. Kapitel *Konstruktion von Geschlechter- und Familienbildern*) widmen. Um diese Kapitel hinreichend auszuarbeiten, wurden beispielhafte Sequenzen einzelner Gespräche jeweils zur inhaltlichen Einbettung herangezogen. Von besonderer Relevanz war es mit Blick auf die Darstellung einzelner komplexer Lebenslagen aber auch, einen Raum für diese Vielfalt im Sinne einer Verstehens-Perspektive zu schaffen (vgl. Bourdieu 1997). Aus diesem Grund findet sich vor jedem thematischen Unterkapitel ein Porträt, das beispielhaft aufzeigt, wie sich alleinerziehende Lebenslagen, Alltagsstrategien und Problembewältigungen ausgestalten können.

Mit dem Kapitel *Familienwandel in starren Strukturen: Schlussbetrachtungen und Ausblicke* schließt die vorliegende Arbeit ab. Inhalte der Empirie werden dort in sechs Unterkapiteln in ihrer Essenz zusammengetragen und Überlegungen mit Blick auf Handlungsmodelle und -empfehlungen angestellt.

»Das Private ist politisch«: Familie. Macht. Arbeit

»Wovon sprechen wir, wenn wir »Familie« sagen?«

Mariam Irene Tazj-Preve (2017: 19)

Eine Vielzahl wissenschaftlicher Arbeiten hat sich seit Beginn der Frauen- und Geschlechterforschung mit Veränderungen von Lebens- und Arbeitsmodellen auseinandergesetzt, hat die Trennung von Privatleben und Erwerbsarbeit grundlegend hinterfragt und hat die neuen Anforderungen an Familien, Frauen und Männer in den Blick genommen. Fokussiert wurde dabei häufig, dass – trotz gesellschaftlicher Wandlungen und sich verändernder Strukturen – nach wie vor klassische geschlechtliche Rollenverteilungen zum Tragen kommen, in denen Frauen in aller Regel Versorgungsaufgaben übernehmen, während Männer in Vollzeit berufstätig sind. Dass Frauen mittlerweile selbst häufig einer Erwerbstätigkeit nachgehen, tut diesem Modell keinen Abbruch:⁹ Die doppelte Vergesellschaftung von Frauen verweist, laut Regina Becker-Schmidt, auf eine marktorientierte Verwertungslogik, in der Familien- und Hausarbeit kein ökonomischer Wert beigemessen wird (vgl. 2010: 72).¹⁰

In Zahlen ausgedrückt bedeutet dies, dass in Deutschland Frauen täglich 1,6 mal mehr Arbeiten in Bezug auf den Haushalt übernehmen als Männer – nämlich 3 Stunden und 19 Minuten. Je größer der Stundenumfang der Erwerbsarbeit bei Frauen ist, desto stärker findet eine tendenzielle Angleichung in Paar-Haushalten statt, allerdings nicht bis hin zu gleichen Anteilen. In Bezug auf Fürsorgearbeit wird die Lücke in Paar-Haushalten insgesamt nochmals größer, wobei erneut von Relevanz ist, in welchen Arbeitsmodellen sich beide Partner*innen befinden. Im Durchschnitt leisten Frauen aber 1,9 mal so viel Fürsorgearbeit wie Männer. Mit Blick auf Ein-Elter-Familien lässt sich wiederum festhalten, dass der zeitliche Umfang für Hausarbeit bei alleinerziehenden Müttern ähnlich hoch

⁹ 2017 gingen 75,2 Prozent aller Frauen im Alter von 20 bis 64 Jahre einer Erwerbstätigkeit nach. Damit ist die Erwerbsbeteiligung von Frauen deutlich angestiegen. Zehn Jahre früher lag sie noch bei 66,7 Prozent (vgl. Statistisches Bundesamt 2019).

¹⁰ Vgl. Kapitel *Vater, Mutter, Kind? Mythos Familie*.

ist wie bei alleinerziehenden Vätern (vgl. Hobler u.a. 2017: 7), weil Eltern teile in diesen Lebensformen grundsätzlich vor der Herausforderung stehen, Care- wie Erwerbsarbeit gleichermaßen zu übernehmen. Da die große Mehrheit der Alleinerziehenden Frauen sind, finden insbesondere sie sich in diesen Situationen wieder.

Hintergrund dieser Prozesse sind vor allem die bereits im 19. Jahrhundert entstandenen Aufgabenteilungen der Geschlechter und eine sich dadurch entwickelnde Hierarchisierung von Geschlecht und geschlechtlich zugewiesenen Tätigkeitsbereichen, die auf den kapitalistischen Strukturen der Erwerbsarbeit gründet.¹¹ Allmendinger und Hinz führen aus, wie entgeltliche Tätigkeiten auf männliche Lebensverläufe ausgerichtet waren und sich anschließend als sogenannte *Normalarbeitsverhältnisse* gesellschaftlich etablierten. Modelle (für Frauen), die Versorgungsaufgaben und Erwerbsarbeit in gleichem Maße und ohne finanzielle Einbußen berücksichtigen, blieben dabei außen vor. In aller Regel war es demnach der Mann beziehungsweise der Ehemann, der für das ökonomische Auskommen der Familie sorgte; Zuverdienste von Frauen wurden – wenn überhaupt – eben als solche deklariert, wodurch etwa niedrige Entgelte für Frauen gerechtfertigt werden konnten. Unbeachtet blieb in diesem Zusammenhang jedoch, dass dieses *Normalarbeitsverhältnis* der Männer noch nie den gesamten Bedarf insbesondere von Familien mit vielen Kindern abdecken konnte – Allmendinger und Hinz sprechen daher davon, dass das »Normalarbeitsverhältnis schon immer weitgehend eine Fiktion war« (1999: 435). Gerade von kinderreichen Haushalten mussten häufig staatliche Hilfen¹² in Anspruch genommen werden. Durch die Entstehung einer bürgerlichen Frauenbewegung, die auch die fehlenden Zugänge zu Beruf und Bildung für Frauen anprangerte, übten zwar immer mehr von ihnen Berufe aus, wie beispielsweise den Lehrerinnen- oder Zimmermädchen-Beruf. Diese Felder bezogen sich also oft wiederum auf einen Sozial- beziehungsweise Fürsorgebereich (vgl. Maurer 2007). Daher kamen und kommen prekäre Situationen sowie Altersarmutsgefährdungen

11 Vgl. dazu weiterführend die Kapitel *Frau und Mann – eine harmonische Ergänzung: Historie sowie Vater, Mutter, Kind? Mythos Familie*.

12 Jutta Allmendinger und Thomas Hinz beziehen sich an dieser Stelle auf Hilfen im Rahmen der Gesetzgebung Otto von Bismarcks Ende des 19. Jahrhunderts und bezüglich der fortführenden Gesetzesentwicklung durch Konrad Adenauer in den 1950er Jahren (vgl. 1999: 435). Weitere Ausführungen dazu finden sich bei Marc von Miquel (2015).

trotz alledem insbesondere bei Frauen¹³ unweigerlich zum Tragen, da Frauen durch die Übernahme der unbezahlten Sorgearbeit in der Regel keinerlei Rücklagen bildeten und in hohem Maße auf ihren Partner angewiesen waren. Dieses Phänomen wird in der Forschung auch Feminisierung der Armut genannt (vgl. Allmendinger/Hinz 1999).¹⁴

Folgt man diesen Ausführungen, die neben dem historischen Abriss darauf hindeuten, dass bis dato Frauen für die unsichtbare und unbezahlte Familien- und Hausarbeit zuständig sind, verschärft sich die Situation mit Blick auf Alleinerziehende (Frauen) drastisch, wie auch auf ihre Kinder, die ebenfalls in hohem Maße armutsgefährdet sind (vgl. Stichnoth 2016: 4). Spätestens nach einer Trennung beziehungsweise Scheidung funktioniert ein klassisches Familienernährer-Modell¹⁵ nicht mehr, da die Getrennten (Frauen) nicht mehr von dem Geld der anderen Person leben können und auf eine eigene Erwerbstätigkeit angewiesen sind. Damit sind es insbesondere Frauen, denen in diesem Fall eine Doppelrolle zugewiesen wird und die sowohl der Care-, als auch einer Erwerbsarbeit nachgehen (müssen). Obwohl Frauen also den gleichen Rechten wie Männer unterliegen und sie dementsprechend Erwerbstätigkeiten genau wie Männer nachgehen können, sind es laut Uta Enders-Dragässer doch nach wie vor Mütter, von denen eine unbezahlte Versorgungsarbeit erwartet wird und die in diesem Sinne nicht gleich behandelt werden (vgl. 2000: 3). Dass Ein-Elter-Familien dabei mittlerweile durchaus anerkannt und als eigenständige familiäre Lebensform betrachtet werden, tut diesem Aspekt geschlechtlicher Ungleichheit¹⁶ keinen Abbruch (vgl. ebd.: 1). Im Gegenteil: Die

13 Der sogenannte *gender pension gap* lag 2015 bei 53 Prozent. Das bedeutet, Frauen erhalten in Deutschland im Durchschnitt 53 Prozent weniger Alterssicherungseinkommen als Männer (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2017b: 90).

14 Mit Blick auf moderne Wohlfahrtsstaaten und regionale Unterschiede liegt es nahe, von einem Armutsbegriff auszugehen, der eine *relative* Armut in den Blick nimmt (vgl. Kapitel *München – eine Stadt als Lebensraum?*).

15 Die maskuline Form wird an dieser Stelle mit Blick auf die dargestellten historischen Entwicklungen bewusst gewählt.

16 Wie sich der Terminus und die Relevanz von Geschlechterungleichheiten entwickelt haben, stellt unter anderen Karin Gottschall dar. Sie zielt insbesondere darauf ab, dass mit Blick auf soziale Ungleichheiten nicht mehr nur ökonomische Perspektiven Aussagekraft besitzen, sondern auch Geschlecht als Strukturkategorie erkannt wird. Einer ihrer Bezugspunkte ist dabei das Konzept Bourdieus, das »die kulturelle Reproduktion sozialer Ungleichheit beton[t], ohne jedoch die nach wie vor strukturierende Wirkung von ökonomischer Positionierung bzw. Erwerbslagen zu relativieren« (Gottschall 2010: 205). Von sozialer Ungleichheit wiederum wird dann gesprochen, »wenn als »wertvoll« geltende »Güter« nicht absolut gleich verteilt sind« (Hradil 1999: 24).

Anforderungen an (weibliche) Lebenswelten werden noch weiter verschärft, da keine Berücksichtigung der verschiedenen Lebens- und Familienmodelle stattfindet – zu nennen sind an dieser Stelle etwa starre Öffnungszeiten von Betreuungseinrichtungen und unflexible Arbeitszeitmodelle. Vielmehr herrscht eine Angleichung der (Erwerbs)Biografien von Frauen an die der Männer vor. Dadurch kommen Erschwernisse in der Vereinbarkeit von Versorgung und Beruf noch stärker zum Tragen (vgl. Mädje/Neusüss 1996: 14). Da nach Scheidungen die Betreuung der Kinder bis heute zumeist durch die Mutter erfolgt (vgl. Steinbach u.a. 2015: 7), sind es insbesondere Frauen, die vor die Herausforderung derart ungleicher Strukturen gestellt werden. Nancy Fraser betont, dass diese Anpassung an eine männliche Norm zwangsläufig scheitern muss, da Strategien dieser Art »Frauen benachteiligen, und alle Personen einem verzerrten Standard unterwerfen« (1996: 473).

Den bisher skizzierten strukturellen Wandel hin zu einer Erwerbstätigkeit beider Geschlechter und insbesondere »die doppelte Einbindung von Frauen« (Gottschall/Voß 2005: 21) beziehen unter anderen Karin Gottschall und G. Günter Voß auf eine Entgrenzung gesellschaftlicher Strukturen. Mit Entgrenzung sind dabei unter anderem die in Bewegung geratenen »Abgrenzungen zwischen *Geschlechts-* und *Rollenidentitäten* [...] [sowie] die immer problematischere starre *berufliche Arbeitsteilung*«¹⁷ (ebd.: 11) gemeint. Diese als »*ambivalente* Prozesse« (ebd.: 12) gedeuteten Neuordnungen weisen zwar erweiterte Handlungsspielräume auf, gleichzeitig aber auch Uneindeutigkeiten für die Einzelnen durch fehlende Orientierungsmomente. Laut Karin Jurczyk und Maria S. Rerrich führen diese Entwicklungen zu folgender Problematik:

»Da die Entgrenzungen in und zwischen den verschiedenen Bereichen nicht aufeinander abgestimmt sind und bisher weder zu einem neuen Gesamtmodell von Erwerbsarbeit und Privatleben, noch zu einer neuen Geschlechterordnung geführt haben, muss heute individuell kompensiert werden, was strukturell nicht mehr zusammenpasst.« (2015: 1 f.)

Stefan Hradil betont, dass ungleiche Verteilung nicht zwangsläufig mit einer Ungerechtigkeit einhergehen muss, sondern in vorderster Linie eine Unterschiedlichkeit bedeutet (vgl. weiterführend ebd: 24ff.).

17 Eventuelle Hervorhebungen werden in dieser Arbeit durchgehend gemäß dem Original dargestellt. Ausnahmen stellen ggf. Eingangszitate und längere Zitate im Text dar (vgl. Fußnote 3).

Es stellt sich also die Frage, wie Lebensmodelle auf politischer wie gesellschaftlicher Ebene verhandelt werden (müssen), um individuellen Anforderungen Rechnung zu tragen, ohne dabei prekäre Lebenswelten¹⁸ durch strukturelle Vorgaben zu befördern.

Frau und Mann – eine harmonische Ergänzung: Historie

Wie aber konnte es zu den genannten politischen und gesellschaftlichen Strukturen kommen? Die enge Verknüpfung dieser empirischen Arbeit mit vergeschlechtlichten Lebenswelten und Rollenzuschreibungen lässt den Blick zwangsläufig zurückschweifen auf historische Entstehungsprozesse gesellschaftlicher Ungleichbehandlungen. Ausgrenzungsmechanismen, die nicht zuletzt Ausschlüsse von Frauen aus dem öffentlichen Leben, Einschränkungen in beruflichen und universitären Kontexten sowie die Reduzierung von Frauen auf den familiären Bereich zur Folge hatten, wurden maßgeblich im 18. Jahrhundert festgeschrieben.¹⁹ Nina Degele führt aus, dass die stereotypen gesellschaftlichen Rollenbilder der westlichen Nationen Effekte biologistischer und naturalistischer Betrachtungsweisen waren, die insbesondere durch die Entwicklung des naturwissenschaftlichen Sektors in das Wissen über Geschlechter Einzug hielt. Anatomische Merkmale wurden die Basis wissenschaftlich legitimierter Zuordnung und Festschreibungen, und geschlechtliche Rollenbilder wurden nunmehr als etwas gänzlich *Natürliches* erachtet (vgl. 2003: 14). Biologische Erklärungsmuster dienten damit der Definition gesellschaftlicher Zuständigkeitsbereiche zweier Geschlechter sowie spezifischer geschlechtlicher Charaktereigenschaften.

18 Irene Götz und Barbara Lemberger sprechen im Kontext von Prekariat und Prekariisierung über »[u]ngesicherte und kurzfristige Arbeitsverhältnisse, die immer häufiger nicht zum Lebenserhalt reichen, und ihre ökonomischen und psychosozialen Folgen für den Einzelnen und die Gesellschaft« (2009: 7).

19 Die vorliegende Arbeit bezieht sich konkret auf historische Entwicklung von Geschlechterbildern und -rollen ab dem 18. Jahrhundert, da hier wichtige Bezugspunkte für die heute bestehenden Vorstellungen von Geschlecht und Familie entstanden sind. Eine geschichtliche Ausarbeitung weiter zurückliegender Entwicklungen und ihre Relevanz für die Analysekategorie Geschlecht kann an dieser Stelle nicht geleistet werden. Eine historische Aufarbeitung seit 1789 findet sich bei Ute Gerhard (2001).

Wie sich die europäischen Naturwissenschaften des 18. Jahrhunderts etablierten und Geschlechtsmerkmale sowie -zuschreibungen festlegten, beschreibt Londa Schiebinger: Ausgangspunkt der Naturwissenschaftler und Historiker²⁰ zu jener Zeit war in aller Regel eine Definition des weiblichen beziehungsweise männlichen Geschlechts durch reproduktive beziehungsweise produktive Tätigkeitsbereiche, die sich infolge der Aufklärung und der Entstehung des Bürgertums in der europäischen Welt etablierten. Die körperliche Konstitution der Frau, Kinder zu gebären, sowie vermeintliche Erkenntnisse über eine höhere Intelligenz des Mannes²¹ waren die Basis der Argumentation (vgl. 1993: 20).

Neue Denkströmungen befassten sich also mit der Schaffung von Gesetzmäßigkeiten auf Grundlage der Natur: »Das Naturrecht (im Unterschied zum positiven Recht der Staaten) gilt als unveränderlich: es erscheint entweder als etwas von Gott Gegebenes oder als integraler Bestandteil des materiellen Universums.« (ebd.: 23) So konnten – aufbauend auf den biologischen Unterschieden – weiterführende soziale Differenzen zwischen beiden Geschlechtern ausgemacht werden, die Frau und Mann verschiedene Positionen in der gesellschaftlichen Ordnung zuteilwerden ließen; anhand dieser Zuschreibungen erfolgt allerdings »noch heute die Verteilung von Macht und Privilegien« (ebd.).²² Eine Nachzeichnung dieser Entwicklungen findet sich auch bei Karin Hausen, die die geschlechtlichen Begründungsschemata ebenfalls auf einen biologischen sowie auf einen psychologischen Wissenschaftsdiskurs und Forschungsbereich zurückführt. Hausen erläutert in diesem Zusammenhang, wie sich durch die naturwissenschaftlichen Ansätze spezifische Erklärungsmuster für beide Geschlechter herausbilden konnten; ab nun wurde »[d]er

20 Londa Schiebinger verweist darauf, dass sich unter den Personen, die sich zu der damaligen Zeit in diesem wissenschaftlichen Feld bewegten, kaum Frauen wiederfanden (vgl. 1993: 13).

21 Vgl. dazu beispielsweise die Ausführungen von Paul Julius Möbius in seiner 1900 erschienenen Veröffentlichung zum »Physiologischen Schwachsinn des Weibes« (2000).

22 Analog zur Entstehung der biologischen Erklärungsgrundlage der Differenz von weiblichen und männlichen Geschlechtseigenschaften entwickelte sich auch die Argumentation auf Basis der Naturwissenschaften zur Begründung der Festlegung verschiedener *Menschenrassen*. Vgl. hierzu Londa Schiebinger (1993: 18), die sich im Zuge ihrer Ausführungen zu den vermeintlichen Geschlechterunterschieden auch diesem Aspekt widmet. Aufbauend auf diesen Erkenntnissen hat sich mittlerweile längst ein Forschungszweig in den Kultur- und Sozialwissenschaften etabliert, der sich mit alten und neuen Rassismen befasst und dabei auch intersektionale Verschränkungen von beispielsweise *gender* und *race* in den Blick nimmt (vgl. Hall 2012; Wollrad 2005).

Geschlechtscharakter [...] als eine Kombination von Biologie und Bestimmung aus der Natur abgeleitet und zugleich als Wesensmerkmal in das Innere der Menschen verlegt« (Hausen 1976: 369f.). Die entscheidende Neuerung hierbei war nicht die Tatsache, dass über die beiden Geschlechter Frau und Mann gesprochen wurde, es änderten sich vielmehr die Begründungsmuster: Wurden bislang Definitionen aufgrund des jeweiligen Standes von Personen festgelegt, traten an diese Stelle nunmehr Festlegungen auf Basis des Charakters.

»Damit aber wird ein partikulares durch ein universales Zuordnungsprinzip ersetzt [...] und statt der aus dem Hausstand abgeleiteten Pflichten werden jetzt allgemeine Eigenschaften der Personen angesprochen.« (ebd.: 368)

Hausen stellt diese Entwicklung insbesondere in den Zusammenhang mit den sozialen und ökonomischen Veränderungen in den westlichen Ländern zu Zeiten der Industrialisierung. Die bis dato zusammengehörigen Arbeitsbereiche des ganzen Hauses wurden durch die Entstehung der bürgerlichen Familie voneinander getrennt, wodurch sich die separierten Felder der Familien- und Hausarbeit sowie der Erwerbstätigkeit – wie sie uns heute geläufig sind – entwickeln konnten und sich das Modell der Familie etablierte (vgl. Hausen 1976: 370 f.; Klein 2002: 22); »der Begriff Hausarbeit scheint vor dieser Zeit nicht zu existieren, wie auch der moderne Begriff der Familie im Europa des 17./18. Jahrhunderts entsteht« (Bock/Duden 2000: 122).

Korrespondierend zu den geschlechtlich festgeschriebenen Charakterdefinitionen wurden den beiden Geschlechtskategorien in diesem Zuge jeweilige Arbeitsbereiche zugeordnet (vgl. Hausen 1976: 369), woraus sich das »Modell der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung« (ebd.: 363) entwickelte, in dem Frauen der Familie beziehungsweise dem Privaten und Männer der Erwerbsarbeit beziehungsweise der Öffentlichkeit zugeordnet wurden. Da diese nunmehr privaten Tätigkeiten der Haus- und Familienarbeit in den persönlichen und damit unsichtbaren Bereich verschwanden, mussten sie nicht in Form einer entgeltlichen Gegenleistung bezahlt werden. In diesem Sinne hatten Frauen keine als Arbeit definierten Aufgabengebiete auszuführen (vgl. Bock/Duden 2000: 120ff.); »in Abhängigkeit vom Mann und seinem Einkommen [erhielten sie] Kost und Logis« (ebd.: 122).

Physische Faktoren waren von nun an also die Erklärungsgrundlage, um Frauen mit ihrem vermeintlich passiven, emotionalen und fürsorglichen Wesen in einen häuslichen Bereich zu verweisen – zuständig für die als privat ausgewiesene Reproduktionsarbeit. Analog wurde den